

Anthropologische Fallen

Natur als Allheilmittel und Erkenntnisgrund

Vor 25 Jahren schrieb die Sozialanthropologin, dass Institutionen den Menschen das Denken abnehmen. Gerade wo Globalisierungsprozesse das Althergebrachte in Frage stellen, scheint einmal mehr die Natur, oder was wir uns darunter vorstellen, als glaubwürdigste Institution übrig zu bleiben. Statt dass wir denken, soll sie uns lenken.

Mary Douglas¹ hat sich ausführlich mit der Konstruktion menschlicher Ordnungsmuster befasst. Ihre Erkenntnisse, dass die Menschen ihre Wertehierarchien und Ordnungsprinzipien zumeist in der Natur verankern, weil sie als ewig und unhinterfragbar gilt, liefern bis heute erhellende Erklärungen für die hartnäckige Ausdauer von Vorurteilen und die irrationalen Hoffnungen auf Erlösung durch evolutionäre Heilungskräfte.

Besonders in säkularisierten Nationen, wo die Religionen seit langem schwächeln, während die Risiken komplexer Gesellschaften wachsen, gedeihen die Hoffnungen, dass die Natur als letzte Begründung erhalten könnte, um Theorien, politische Programme und soziale Klassifizierungen abzusichern. KulturwissenschaftlerInnen nennen diese Vorgangsweise „Biologismus“. Sie ist seit Jahrtausenden sehr verbreitet. Geschlechterhierarchien, Rassentheorien, Aggressionstheorien und auch pädagogische Theoriemodelle haben immer wieder versucht einen Kurzschluss zwischen Tier- und Menschenwelt herzustellen, um sich die mühselige Beschreibung des eigenen Nichtwissens und Nicht-Beweisen-Könnens zu ersparen. LeserInnen für solche Trendbücher finden sich auch heute allenthalben, denn die Natur hat zumindest in den reichen

westlichen Nationen seit Jean-Jacques Rousseau den Status einer allwissenden Mutter und seit dem 20. Jahrhundert auch den einer schätzenswerten Ressource erhalten. Sie gilt essentiell als gut, wo ausgeblendet wird, dass sie ein kulturelles Konstrukt ist, ein Begriff, der hilft, Unterschiede zu denken zwischen dem, was Menschen machen, und dem, was ohne Zutun der Menschen schlicht vorhanden ist. Die gute Natur ist so angenehm zu denken, dass der Einfachheit halber Naturkatastrophen, Parasiten und Menschen fressende Raubtiere hinter Vorstellungen harmonischer Selbstregulation verschwinden. Kurz: Akzeptiert man den Gedanken von der guten allwissenden Natur, dann erscheint Natürliches als göttliche Wahrheit und letzte Rettung gegenüber einer degenerierten Konsumgesellschaft, die anscheinend alles falsch macht.

Im Cockpit der Entwicklungsmaschine sitzt „die Natur“ (Erziehungsmaschine???)

Kein Wunder also, dass Bücher, die so gestrickt sind wie „Mehr Matsch. Kinder brauchen Natur.“ von Andreas Weber, sich gut verkaufen. Sie wirken so beruhigend wie der Bericht über ein durchschlagendes Heilmittel gegen Krebs. Die Natur erscheint den Problemen mit dem Nachwuchs gewach-

sen, ist sie doch grundsätzlich fürs Wachstum zuständig. Das leuchtet schnell ein. Mangels eigener empirischer Erfahrungen im pädagogischen Feld zieht der Autor in erster Linie die Erlebnisse mit seinen eigenen Kindern als Belege heran und setzt die hehren Begriffe Freiheit, Leben und Lebendigkeit mit Natur gleich. Ein anderer schöner Gedankenstrang steckt in seiner Zusammenführung von Natur, Wildnis und Selbstbestimmung. Die Städte machen „blind fürs Leben“, meint der Philosoph, dort grassiere Lebensferne. Doch die Kinder „haben einen Instinkt für das Richtige, eine Intuition für die passende kognitive Nahrung.“ Das klingt nach selbstgesteuertem Lernen, wobei im Cockpit der Entwicklungsmaschine allerdings die Natur sitzt und die Richtung vorgibt. Weber behauptet ausdrücklich, dass Kinder ganz allein zu Menschen werden, wenn die Eltern sie nur in der Natur der Natur überlassen. „Natur macht gesund“ lautet sein erstes Gebot in einer langen Liste von Forderungen und normativen Aussagen, die trotz der schriftstellerischen Begabung des selbstberufenen Pädagogikpropheten nach spätestens 50 Seiten langweilig werden. Denn erstens sind sie nicht neu, zweitens fehlen für den größten Teil von Webers Behauptungen die Beweise und drittens propagiert er

¹ Mary Douglas: Wie Institutionen denken. Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt am Main 1991. (Engl. 1986)

altbekannte Geschlechterrollen, die keinesfalls, wie er glaubt, in der Natur zu verankern sind. Seine zahlreichen Hinweise auf die natürlich angelegten Jagdinstinkte kleiner Jungen scheinen leider auf anthropologische Thesen des vergangenen Jahrhunderts zurückzugehen, die bereits in den 1960er Jahren widerlegt wurden. *„Wenn Mädchen in der Pubertät aufhören, mit Puppen zu spielen, dann nicht, weil sie durch jahrelange Beschäftigung mit Barbies und Baby-Born gelernt hätten, wie sich eine potentielle Mutter verhalten muss, sondern weil sich ihre Empfindung als weibliches Selbst der Spezies Mensch nun in einem neuen Verhalten Bahn bricht, nämlich dem einer jungen Frau und potentiellen Mutter. Die kleinen Jungs, die sich jeden Nachmittag mit Schwertern bekämpfen [...] erfahren auf diese Weise ihre Möglichkeiten, mit den Strukturen der Welt umzugehen und leben sie (mehr oder weniger) schöpferisch aus.“* Die Frau kriegt die Kinder (er redet auch von „Muttererde“ für die Herstellung von Matsch), der Mann gestaltet die Welt mit dem (phallischen) Schwert. So einfach ist das Leben nach und in der Natur, denkt sich Weber. Man(n) muss bloß mit dem Stecken in die Erde bohren, und alles wird gut. Für einen spätmodernen pädagogisch interessierten Menschen ist das allerdings harter Tobak und ganz sicher auch eine geistige Unterforderung. Da nützen auch die schönen Vorstellungen vom wilden Lernen in der Naturschule nichts mehr, und dass wir natürlich Tiere lieben wollen und das Spielen mit Schlamm wichtiger ist als der Hygienewahn.

Naturbegriff als Passepartout

Weber tappt nicht nur in die anthropologische Falle, sondern er hält dort auch noch Hof und verlangt sogar, dass Eltern ihm in die Gefängnisse biologistischer und sexistischer Theoriemodelle nachfolgen sollen. Seine Forderung nach Freiheit in der Natur wird insofern aussagegelos,

als er den Naturbegriff beliebig als Passepartout für alles einsetzt, was den Stadtmenschen angeblich fehlt. „Die Psychologie der Kinder ist eine Psychologie der Natur“, behauptet er. Doch das heißt nichts, zumal die Natur keine Person ist, die sich in eine Gesellschaft eingliedern wird. Auch kann er nicht erklären, warum, wie er behauptet, Tiere besser zum Denken anregen sollen als Zahnräder oder Musik. Schließlich ahmen Kinder nicht nur Mitmenschen und Tiere, sondern auch Gegenstände gerne nach und lieben den Gesang der Vögel ebenso wie den Klang von Saiten. Die Behauptung, dass die Konzentrationsstörung ADS schlicht als „Natur-Defizit-Störung“ schnell geheilt werden könnte, klammert sämtliche Forschungen über die Bedeutung frühkindlicher zwischenmenschlicher Beziehungen aus. Schwer einzuordnen ist auch das Kapitel über das Rinderschlachten bei einem Metzger. Die Beobachtung der fachgerechten Zerlegung des Tieres habe in seinem Sohn den Jäger geweckt, meint Weber, und die Lust auf Fleisch entfacht. Ist das also die Natur, die sich hier Bahn bricht?

Willkürliche Auswahl

Weber versucht seine Thesen, die eindeutig den idyllisierenden Naturvorstellungen eines Stadtmenschen entspringen, durch eine bunte Mischung an Forschungsergebnissen abzusichern, aus denen er das Wesen des Menschen konstruiert. Wissenschaftlich verlässlich ist jedoch, wer eine Forschungsfrage stellt und dann sämtliche Forschungen konsultiert, die ihm Antworten liefern können. Weber geht aber den umgekehrten Weg. Er weiß bereits die Antwort und sucht dann jene Studien, die ihn bestätigen können. Auf der Strecke bleiben bei dieser Vorgangsweise sämtliche Forschungen, die ihm nicht Recht geben würden. Ihnen geht er aus dem Weg,

weil er bereits alles zu wissen glaubt. Eine solche Lektüre mag mit ihren griffigen Thesen und Schlagwörtern sicher kurzfristig Aufmerksamkeit erregen. Wer aber gleich zu Beginn die 30 Vorschläge für Eltern und die 20 Ideen für Lehrer am Ende des Buches liest, der erspart sich den Rest. Denn: Hier steht keine Idee, die nicht schon in den 1970er Jahren gedruckt worden wäre, etliche sogar 100 Jahre früher. Zudem wirken die Vorschläge gegenüber der zentralen Forderung, dass Kinder Wildnis brauchen, seltsam häuslich und kontrollierend. So gesehen geht Weber noch einen Schritt hinter die mittlerweile über 100 Jahre alte Reformpädagogik zurück. Denn es sind bei ihm nicht einmal die Kinder selbst, die die Welt verbessern werden, sondern die Natur, die sich in ihnen von innen heraus verwirklicht. Damit erübrigen sich, genau genommen, sämtliche Gedanken über Erziehung und das Wesen des Menschen. Die Natur wird alles richten. Diese Haltung wird der Menschheit aber z.B. angesichts der Erdbebenkatastrophen in Japan sicher wenig nützen.

Univ. Doz.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Gabriele Sorgo lehrt Kulturgeschichte und Kulturanalyse an den Universitäten Graz, Innsbruck und Klagenfurt. E-Mail: gabriele.sorgo@univie.ac.at



Andreas Weber: **Mehr Matsch. Kinder brauchen Natur.** Ullstein-Buchverlag, Berlin 2011. 256 S., 18,50/SFR 29,90 ISBN 978-3550088179